

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 27

Artikel: Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]
Autor: Vogel, Bodo M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645591>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 10

Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn die Rollen vertauscht gewesen wären, wer weiß. Die Umwelt hatte eine große Bedeutung im Leben eines Menschen, wenn auch nicht die entscheidende, so dachte Krusius. Doch — — den ersten Stein auf ihn werfen?

Herbert Medow unterbrach zuerst das Schweigen.

„Und nun?“ fragte er.

Er war darauf gefaßt, vor die Tür gewiesen zu werden. Oder, man rief die Polizei an. Es gab eine häßliche Szene, und das Wort „Erpressung“ kam dabei vor. Auf alles war Herbert Medow gefaßt. Doch auf das, was Professor Krusius tat, war er nicht vorbereitet — Krusius streckte die Hand aus.

„Willkommen, Herbert“, sagte er ganz ruhig. „Herzlich willkommen.“

„Sie — — du — — du willst mich also nicht — —?“ Krusius lächelte.

„Nein, ich weise dich nicht zurück. Wie könnte ich das? Du bist mein Bruder.“

Herbert Medow schossen die Tränen aus den Augen, und er ergriff die Hand, die sich ihm bot.

Sie standen sich eine Weile stumm gegenüber.

„Ich habe meine Strafe verdient“, begann Herbert dann. „Ich hatte eine gute Stellung, aber ich hatte den Sinn und Verstand verloren. Ich habe Geld genommen, das mir nicht gehörte. Eine Frau hat mich dazu getrieben, ich hatte sie sehr gern, und ich glaubte, sie liebte mich auch.“ Bernhard verstand. Eine Frau, die schlecht war und die Herbert grenzenlos geliebt hatte, war ihm zum Verhängnis geworden. Derartiges kam ja häufiger vor und solche Frauen gab es auch. Seine Verlobte war anders. Ihre Liebe war uneigennützig, und er konnte stolz darauf sein.

„Es ist noch nicht zu spät um einen neuen Anfang zu machen, Herbert“, sagte er, und seine Worte klangen freundlich. „Ich will dir gern dabei behilflich sein, so weit es in meinen Kräften steht. Mir wird das sogar eine Freude sein. Ich bin dir das als Bruder schuldig.“

„Ich hatte nicht erwartet, daß du so zu mir sprechen würdest“, gestand Herbert, „ich dachte, du würdest mir die Türe weisen — —“

„Meinem Bruder?“

„Ein Bruder, der dir zur Last fällt, der Schande auf sich geladen hat.“

„Das ändert nichts an der Tatsache, daß du mein Bruder bist“, erwiderte Bernhard Krusius mit fester Stimme. „Ich bin überzeugt, daß ich mich eines Tages sogar sehr freuen kann über dich, du willst doch arbeiten?“

Herbert nickte lebhaft und sagte:

„Ja, natürlich. Ich bin zu jeder Arbeit bereit. Du kennst sicher viel Leute, Bernhard. Kannst du etwas für mich tun?“

„Ich denke bestimmt. Auf jeden Fall will ich es versuchen.“

„Ich bleibe was ich bin, ich bleibe Herbert Medow“, sagte er. „Es braucht niemand zu wissen, daß wir Brüder sind. Das wäre unter Umständen nur von Nachteil.“

Bernhard legte seine Hände auf Herberts Schultern.

„Ja, das wäre einstweilen das Beste“, sagte er. „Und nun

gib mir noch deine Adresse, damit ich dich gleich benachrichtigen kann. Du bist Kaufmann von Beruf, Herbert, und verstehst etwas von Buchführung?“

„Buchführung ist meine stärkste Seite“, erklärte Herbert, aber gleich fügte er lachend mit bitterer Selbstironie hinzu: „Eigentlich müßte ich ja sagen: meine schwache Seite. Gewisse falsche Eintragungen im Kassabuch sind mir zum Verhängnis geworden. Aber, das soll nicht mehr vorkommen, Bernhard. Ich gebe dir mein Ehrenwort.“

„Ich glaube dir“, sagte Krusius.

Er schrieb sich die angegebene Adresse auf, dann öffnete er ein Schreibtischfach und legte mehrere Hundertmarkscheine auf den Tisch.

„Nein!“ rief Herbert aufrichtig. „Das nicht, Bernhard. Deswegen bin ich nicht gekommen.“

„Dann nimm es als Darlehen, Herbert, und zahle es mir zurück, wenn bessere Zeiten gekommen sind.“

„Nein, ich habe vorläufig noch etwas Geld. Ich habe einige hundert Mark von meiner Pflegemutter geerbt, mich neu eingekleidet und jetzt habe ich noch etwas übrig.“

„Du wirst es trotzdem brauchen können, Herbert. Tu mir den Gefallen und stecke es ein.“

Herbert Medow barg endlich das Geld in seiner Brieftasche, dann gingen beide an die Tür und drückten sich noch einmal die Hand.

„Freut mich, daß du gekommen bist“, sagte Bernhard in seiner ruhigen und offenen Art. „Es ist gut, wenn alles sauber im Leben ist.“

„Eines will ich dir dann noch sagen“, meinte Herbert rasch.

„Ja?“

„Du kennst Dr. Thea Hansen, nicht wahr?“

„Die Assistenzärztin der Klinik?“

„Ja — —“

„Natürlich kenne ich sie“, erklärte Krusius. „Sie ist eine meiner besten Mitarbeiterinnen.“

„Vielleicht kränkt dich das etwas, Bernhard“, sagte Herbert, „aber ihr verdanke ich am allermeisten. Sie hat jeden Rückfall in mein früheres Leben verhindert. Sie hat mich gleich am Gefängnis abgeholt, und wir haben Freundschaft geschlossen. Sie hat mir den Brief und die Schriftstücke von meiner Adoptivmutter überbracht.“

Krusius starrte ihn an.

„Dann weiß sie also?“

„Nein. Der Brief war verschlossen. Sie weiß nichts. Sie hatte Mutter auf dem Sterbebett versprochen, sich meiner anzunehmen, und sie hat Wort gehalten. Sie ist mein bester und einziger Freund jetzt, und ich finde, daß alles sehr vernünftig ist, was sie sagt.“

Krusius lächelte.

„Dann ist ja alles gut“, meinte er. „Vielleicht erbringt sie dir den Wahrheitsbeweis, daß nicht alle Frauen gleich sind. Es gibt tatsächlich sehr vernünftige und uneigennützig unter ihnen. Eine solche heirate ich sogar.“

Nachdem Herbert Medow fort war, ging Krusius wieder in sein Zimmer. Er konnte noch nicht schlafen, und er verspürte keine Müdigkeit mehr. Am nächsten Morgen fanden keine Operationen statt, aber um acht Uhr hatte er eine Vorlesung zu halten, und er war noch nicht ganz vorbereitet darauf. Den übrigen Vormittag mußte er in der Klinik sein, mittags mit Charlotte essen, um drei Uhr Sprechstunde halten, und dann noch verschiedene berufliche Besuche machen. Es würde ein anstrengender Tag werden, und eine schlaflose Nacht konnte er sich eigentlich nicht erlauben. Überhaupt hatte er in letzter Zeit viel zu wenig geschlafen, er war immer sehr früh aufgestanden und sehr spät zu Bett gegangen. Und heute würde es noch ganz ungewöhnlich spät werden, ehe er zur Ruhe kam. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und schloß die Augen. Das aufregende Erlebnis, das er vorhin gehabt hatte, zog noch einmal an ihm vorüber.

Er hatte also, woran er im Traum nicht gedacht, einen Bruder, einen Zwilling Bruder sogar. Der Dokumente hätte es eigentlich gar nicht bedurft, er hätte es so geglaubt. Die Ähnlichkeit war frappant.

Und dieser Zwilling Bruder war im Gefängnis gewesen. Das war schlimm. Doch, als Tatmensch befaßte sich Krusius nicht lange mit der Vergangenheit. Herbert bereute ja seinen Fehltritt, und er schien willens zu sein, ein neues Leben zu beginnen. Was sollte mit ihm in Zukunft geschehen?

Allein, ganz auf sich gestellt, war Herbert vielleicht verloren. Wahrscheinlich ahnte er das und war deswegen gekommen. Nein, er sollte nicht enttäuscht werden.

Er, Bernhard, würde ihm helfen, sich anständig durchs Leben zu schlagen.

Und die Kollegin Hansen? Man mußte Respekt von ihr haben. Sie mußte auch mithelfen an dem Werk. Mancher Mann — und Herbert schien dazu zu gehören — mancher hörte auf gute Ratschläge, wenn sie aus dem Munde einer Frau kamen. Noch dazu einer jungen und hübschen Frau, denn das war die Kollegin Hansen ja.

Sicher würde alles gut werden, dachte Professor Krusius. Aber, es war schwer. Schwerer als die schwierigste Operation.

Achtes Kapitel.

Frau Steinbach, die Professor Krusius vor einiger Zeit konsultiert hatte, war in die Klinik aufgenommen worden. Sie befand sich in Dr. Hansens Abteilung und lag im letzten der sechs Krankenbetten. Die Prüfung der Röntgenaufnahme hatte Professor Krusius bestimmt, einstweilen von einer Operation abzusehen. Eine zwingende Notwendigkeit dazu war noch nicht vorhanden, und außerdem riet die körperliche Konstitution der Patientin von einem chirurgischen Eingriff ab.

Frau Steinbach war keine angenehme Patientin, und sie bereitete den Schwestern und Ärztinnen viel Sorge. Sonst paßten sich die Kranken rasch den Verhältnissen an; Frau Steinbach aber, die nur wegen der Geldschwierigkeiten ihres Gatten in die allgemeine Klasse aufgenommen war, hielt sich für eine Ausnahme. Sie klagte, jammerte, hatte dieses und jenes auszusprechen und brachte manchmal die ganze Abteilung durch ihre Laune in Aufregung. Mit Dr. Ilse Runge, die recht kurze Antworten geben konnte, hatte sie es bald verdorben. Thea Hansen dagegen verstand, die schwierige Patientin zu behandeln, und um des Friedens willen übernahm Thea sogar Aufgaben, die sonst der Schwester zufamen.

Thea war gerade wieder bei Frau Steinbach, als sich kurz nach neun Uhr früh die Stimme von Professor Krusius im Vorraum vernehmen ließ. Die Patientin wurde sofort lebendig.

„Der Herr Professor kommt, nicht wahr?“

„Ja.“

„Dann lassen Sie mir von der Schwester sofort einen Spiegel bringen. Meine Haare sind ja ganz in Unordnung.“

Thea lachte und sagte: „Damit wollen wir die Schwester gar nicht behelligen. Ich werde Ihnen den Spiegel holen.“ Sie brachte ihn gleich und meinte: „Sie haben noch Zeit genug, Frau Steinbach, Ihre Toilette zu vervollkommen. Vor einer Viertelstunde wird Professor Krusius nicht bei Ihnen sein.“

Thea ließ sie allein und kam nach einiger Zeit mit Krusius zurück. Er warf einen kurzen Blick auf die Tabelle, stellte ein paar Fragen, untersuchte das Herz und nickte dann unmerklich.

„Sie haben sich schon gut bei uns erholt, Frau Steinbach“, stellte er fest. „Vielleicht brauchen wir die Operation gar nicht in Betracht zu ziehen. In spätestens einem Monat werden Sie Ihren mondänen Pflichten wieder nachgehen können. Sozusagen neugeboren.“

„Oh, Herr Professor, wie glücklich mich Ihre Worte machen. Und das verdanke ich alles Ihnen ...“

„Nicht allein, Fräulein Dr. Hansen und den Schwestern werden Sie auch zu danken haben.“

„Ja, gewiß — — — aber — — —“

„Ich weiß, gnädige Frau“, unterbrach er sie, „daß Sie einsichtig genug sind, die kleinen Unannehmlichkeiten in Kauf zu nehmen, die ein Klinikaufenthalt mit sich bringt. Eine Dame von Welt findet sich in allen Situationen zurecht, nicht wahr, so ist es doch.“

Sie nickte strahlend.

„So ist es, Herr Professor“, sagte sie. „Aber wenn ich dann wieder gesund bin, dürfen Sie auf meinem ersten Gesellschaftsabend nicht fehlen, Sie nicht und auch nicht Fräulein Doktor und — — —“

„Nein, wir freuen uns alle darauf.“

Er nickte ihr zu, ging weiter und wandte sich dann an Dr. Hansen.

„Wir wollen die neue Methode anwenden, von der ich gesprochen habe, Kollegin“, meinte er. „Zunächst abends eine Injektion, und, wenn der erwartete Erfolg eintritt, Verdoppelung der Dosis. Eine Injektion abends und morgens. Darf ich Sie bitten, nachher in mein Zimmer zu kommen und die Ampullen in Empfang zu nehmen? Sagen wir in einer halben Stunde. Halten Sie alles unter Verschuß — es ist etwas absolut Neues.“

„Jawohl, Herr Professor.“

Thea sah nach der Uhr. Sie wußte, daß Professor Krusius seinen Tagesplan auf die Minute geregelt hatte, und sie pünktlich sein mußte.

Als sie dann an seiner Zimmertür klopfte, war er noch nicht da, und sie mußte etwas warten. Kollege Merkholt hatte ihn aufgehalten, und er entschuldigte sich gleich, während er nach ihr das Zimmer betrat.

Er ging sofort an den Schrank, schloß auf und holte die Packung mit den Ampullen heraus.

„Sie sind ja orientiert“, bemerkte er. „Die geringste Überdosierung kann schädlich sein.“

„Ich werde mit der größten Umsicht handeln, Herr Professor.“

Sie war schon an der Tür, als er sie zurückrief.

„Ich möchte Ihnen noch danken“, sagte er.

„Für was, wenn ich fragen darf, Herr Professor?“

„Für Ihre Freundlichkeit gegenüber Herbert Medow.“

Er sah sie fest bei diesen Worten an, und er bemerkte, wie eine Röte in ihr Gesicht schoß.

Die Kollegin Hansen war sehr hübsch. Natürlich, das wußte er längst, aber nie war es ihm so aufgefallen wie jetzt. Er betrachtete sie mit wachsendem Interesse. Kein Wunder, wenn Herbert stolz auf die Freundschaft dieser Frau war.

„Ich hatte es seiner Mutter versprochen“, sagte sie einfach.

„Ja, ich weiß. Und Sie haben Ihr Versprechen gehalten.“

Er hat es mir selber gesagt, als er mich aufgesucht hat. Ich hoffe, das wird der Anfang eines neuen Lebens für ihn sein. Halten Sie das für möglich?“

Fortsetzung folgt.